

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Badische Presse. 1890-1944 1944

17.7.1944 (No. 165)

Verlag: Badische Presse, Grenzmarkt-Druckerei und Verlag G. m. b. H., Karlsruhe (Baden), Verlagsgebäude: Häußerstraße Nr. 28, Fernsprecher 9550-53, nachts nur 9552. Hauptgeschäftsstelle, Schriftleitung u. Druckerei: Badstraße 23, Postfach-Postamt Karlsruhe 19800. Telegramm-Adresse: Badische Presse, Karlsruhe. Bestellsatzung: Harb und Orienau, Rund 500 Ausgabestellen in Stadt und Land. Geschäftsstellen in Ahe-Durlach, Ettlingen, V. Baden u. Nebl. Die Abgabe eigener Berichte der Badischen Presse ist nur bei genauer Quellenangabe gestattet. — Für unüberlieferte Beiträge übernimmt die Schriftleitung keine Haftung.

Badische Presse

und
Neue Badische Presse Handels-Zeitung Badische Landeszeitung
General-Anzeiger für Süddeutschland

Bezugspreis: Monatlich 2.— R.M. Im Verlag oder in den Zweigstellen abgeholt 1,70 R.M. Auswärtige Bezugspreise durch Boten 1,70 R.M. einwöchentlich 8,3 R.M. Beförderungsgebühr zuzüglich 30 R.M. Trägerlohn, für Postbezugsnehmer vierteljährlich 6,18 R.M. einschließlich 54,0 R.M. Beförderungs-Gebühr und 1,08 R.M. Zustellgeld. Bei der Post abgeholt 5,10 R.M. — Abbestellungen nur bis zum 20. des Monats auf den Monatsheften. — Anzeigenpreis: 3. St. Preisliste Nr. 10 gültig. Die 22 mm breite Millimeterzeile 10 R.M. bei Familien- u. Neuen Anzeigen Ermäßigung. Werbeanzeigen: die 46 mm breite Millimeterzeile 65 R.M. Bei Menagenabstellungen Nachtag nach Staffell B.

„Dieser Krieg gegen Euch ist Selbstmord“

„Der amerikanische Angriff in kritische Phase geraten“ — „Es sieht so aus, alsob die Westmächte nie den Rhein erreichen können“

Berlin, 17. Juli. In der Normandie kommen die Invasoren trotz ihres Massenaufgebots an Truppen und vor allem an Material nicht vorwärts. Im Hauptquartier Eisenhower sei nunmehr enthüllt worden, so läßt sich „Daily Mail“ von Ward Price melden, daß die Deutschen ein ungewöhnlich starkes Verteidigungssystem entwickelt. Im Augenblick traten die Angreifer in der Normandie auf der Stelle, nur die Amerikaner könnten einen Bodengewinn von 300-500 Meter im marschigen Gelände südlich von Carentan vorweisen. Der Grund hierfür, so sei in Eisenhower Hauptquartier gesagt worden, liege in dem starken tief gestaffelten deutschen Verteidigungssystem. Nach einem N.Y.-Bericht aus dem Hauptquartier Eisenhower seien zwischen Lesay und St. Lo die amerikanischen Angriffe in eine kritische Phase geraten und müßten als besonders verlustreich bezeichnet werden. Der deutsche Widerstand sei fanatisch und erbittert. Der United-Press-Korrespondent Sorrel erklärt, daß die Deutschen sich „so schlagen wie noch nie.“ Ein Vorbringen könne nur erfolgen, wenn von den Amerikanern keine Rücksicht auf die Verluste genommen werde.

Von der Höhe 112, auf der am Samstag wiederum ein britischer Angriff trotz starker Artillerievorbereitung abgewiesen werden konnte, schreibt „Daily Mail“, daß er von den Soldaten Kalariberg genannt werde. So viele Tote und zerstörte Tanks und Geschütze lägen an seinen Hängen; aber trotz dieses Menschen- und Materialaufwandes sei es den anglo-kanadischen Truppen nicht gelungen, diesen Hügel zu nehmen. Von dem Hügel aus aber besäßen die Deutschen eine derart gute Einsicht in die Stellungen ihrer Feinde, daß sich die Kanadier und Engländer — wie sie es selbst ausdrückten — so vorläßen, als säßen sie nach auf dem bevölkerten Londoner Piccadilly-Zirkus.

Im „Daily Sketch“ schreibt Mr. Galton, man dürfe sich nicht

darüber wundern, daß es so ausfähe, als ob die Westmächte niemals den Rhein erreichen könnten. Dies komme daher, daß Deutschlands Grenze in der Normandie läge und daß die Deutschen deshalb mit Geschicklichkeit und wahnwitziger Entschlossenheit um jede Begrenzung und Erhebung, um jedes Dörfchen und um jede Ortschaft, um jedes Kohlfeld und um jeden Obstgarten kämpften. Sie wüßten in Kürze mit neuen Waffen fertig zu werden; wenige Nazis genügten, um ein ganzes Bataillon am Vormarsch zu hindern. Auf dem Flugplatz von Carpiquet habe ein einziger deutscher Soldat, aufrecht in einem Loch sitzend, dem Angriff von vier Kanadiern mit Handgranaten standgehalten. Drei Handgranaten fing er auf und warf sie zurück, die vierte riß ihm den rechten Arm ab, aber die nächsten beiden fakte er mit der linken Hand und schleuderte sie seinen Gegnern wieder entgegen.

In einem P.K.-Bericht wird geschildert, daß eine Kompanie der 43. englischen Infanterie-Division bei Malton mit 138 Mann zum Kampf antrat — nach stundenlangem mörderischem Trommelfeuer aus englischen Geschützen. Ganze 14 Mann haben diesen Angriff überstanden und sind nun in deutscher Gefangenschaft. Dieser Krieg gegen Euch ist Selbstmord!“, sagte der Kriegsgefangene George Fosdy im Verhör — und lagen seine Kameraden. Sie halten nichts von der Materialüberlegenheit, auf die die englische Armeeführung ihre Hoffnungen setzt. Sie sind erstaunt über die menschliche Behandlung, die sie und ihre Kameraden erfahren haben, nachdem sie gefangen genommen worden waren und sie sind ihren Offizieren allesamt mehr als gram, die ihnen erzählten, daß die Deutschen alle Gefangenen erschießen. Politik, Europa — das sind ihnen ferne Begriffe. Sie wissen nur eines: sie müssen bluten, sie müssen sich von den deutschen Grenadiern zusammenschießen lassen; wofür — davon wissen sie nichts.

Der „fliegende Tod“ über Südengland

Tg. Stockholm, 17. Juli.

Der englische Wohlfahrtsminister hat nun auch in die Serie der rasch einander folgenden offiziellen Erklärungen zu den Auswirkungen der Besetzung mit „V 1“ eingegriffen. Der Minister hat im Unterhaus einige Zahlen über die offizielle, d. h. die von der Regierung organisierte Evakuierung London mitgeteilt. Der Regierungssprecher wandte sich gegen den Vorwurf, daß von amtlicher Seite keine entsprechenden Vorbereitungen getroffen worden seien und daß deshalb die gewaltige Millionenstadt sich vor einer gefährlichen Inprovisation gestellt sehe. Er meinte, daß von einer Inprovisation nicht gesprochen werden könne, da der Organisationsapparat für die große Evakuierungsbewegung aus London schon im September vorigen Jahres ausgearbeitet worden sei, allerdings damals unter sehr verschiedenen Voraussetzungen, nämlich unter der Annahme der gewöhnlichen Luftangriffe. Die Berechnung war damals auch entsprechend niedrig gehalten. Man hatte geglaubt, mit einer Anzahl von rund 100 000 Müttern und Kindern als Flüchtlinge zuerst den Bedürfnissen gerecht werden zu können. Dies habe sich nun allerdings unter dem vor allem psychologisch starken Eindruck von „V 1“ als völlig unzureichend herausgestellt. Allein in den ersten Wochen des Juli hätten sich 200 000 Personen zu einer Evakuierung aus London angemeldet, abgesehen von den Kindergarten der Londoner Gemeinden.

Ein schwedischer Korrespondent berichtet, daß man über den schweren Prüfungen, denen nun London ausgesetzt ist, nicht die Hunderttausende von Landbewohnern Südenglands vergessen dürfe, die unter den Einwirkungen von „V 1“ leben und arbeiten sollen. Der Korrespondent schreibt: „Die Sprengwirkung von „V 1“ in einer gebrängt vollen Straße von London kann furchtbar sein. Aber es ist eine andere Frage, ob die Bevölkerung in den Landorten im Bereich der Bahn von „V 1“ nicht noch mehr leiden ausgeht ist. Die Bomben kommen in ständigem Strom und die Luft ist voll von ihrem und der Abwehr Gerüche. Die Wohnhäuser auf dem Lande sind meist zu alt und zu schwach gegenüber dem gewaltigen Druck der Explosion. Es gibt auch oft in den Landorten keine Luftschutzbäume.“

Ein anderer Korrespondent schildert in einem Artikel, geschrieben „Argentino in Südengland“, seine Eindrücke von einer solchen Beobachtung „unterhalb der Luftbahn von „V 1“. „Diese Höhenmaschinen sind ein raffiniertes Instrument des Nerventzuges. Solange man es nicht sieht und seinen Niederschlag gehört hat, bleibt man gleichgültig und glaubt, die Gefahr gelte einem anderen Erdteil. Bei näherer Bekanntschaft aber wird man von einem Gefühl der Anlust gepackt, das nur Angst genannt werden kann. Sie sind wirklich äußerst unangenehm, diese fliegenden Bomben.“ Der Korrespondent hat zu Beginn des Einsatzes von „V 1“ sich in einem südenenglischen Dorf befunden, um von hier aus die Invasionsberichterstattung zu übernehmen. Er macht aber kein Geheimnis daraus, daß er diese Absicht wieder aufgeben mußte, da an einem Arbeitstag zu denken war, weil die Nerven zu sehr von der neuen Waffe in Anspruch genommen wurden. „Man hört schon von großen Abständen aus den jurrerenden Laut, der, je näher er kommt, immer teuchener und fauchender wird, mit einer kurzen, aber regelmäßigen Atempause dazwischen. Dann wird der unheimliche Laut immer stärker und plötzlich taucht der Meteor wie ein Lichtstrahl auf, der seinen Weg gerade fortsetzt und nun wie ein Feuerkörper aussieht. Es ist etwas Gespenstisches um diesen leblosen Gegenstand, der sich in den Raum hineinbohrt, in 300-400 Meter Höhe einem unbekanntem Ziele zustrebend. Der Meteor kann aber ebensoviel über einem stoppen, um dann absolut senkrecht zur Erde niederzufallen. Man wird in einem solchen Augenblick von dem Zwiespalt zerissen, sich nach außen hin ungerührt zeigen zu sollen, im Inneren aber von einer sprunghaft wachsenden Panik geschüttelt zu werden.“ Noch schlimmer sei es in der Nacht. Man habe die Wahl zwischen

Lufttransporter bringen Reserven an die Ostfront

P.K. In diesen Tagen sind der kämpfenden Front im Osten neue Kräfte zugeführt worden, die das Charakteristische dieser Schlacht als die Bewährung des deutschen Einzelkämpfers unterstreichen: Fallschirmjägereinheiten wurden eingesetzt.

Verbände jener Elitetruppen, die an allen Fronten des Krieges gekämpft haben und kämpfen, die seit dem legendären Ringen um Cassino den Begriffen Treue, Tapferkeit und Opfermut einen neuen vertieften Inhalt gegeben haben: unsere Fallschirmjäger verstärken nun auch den moralischen Rückhalt der Osttruppen. Ihr Einsatz ist auch als ein Beweis dafür anzusehen, daß die deutsche Führung trotz der Härte der Kämpfe an der Invasionsfront und in Italien durchaus in der Lage ist, in ihr notwendig erscheinenden Situation, Reserven von beträchtlicher Kampfkraft an Schwerepunkte von besonderer Bedeutung zu schicken.

Die Fallschirmjägerverbände wurden durch Transporterflieger an die Front gebracht. Wenn auch feindliche Jagd- und Bomberverbände im deutschen Raum sind, die Ketten der zu 52 Starten mit Ostfront. Der Flug dauerte viele Stunden. Der Platz, der zum Absetzen vorgesehen ist, liegt schon im frontnahen Raum. Der Anflug erfolgt darum im Tiefflug. Nach der Landung klammern die Fallschirmjäger an den Flugzeugen, nehmen ihre Waffen auf, ein letztes „Nachts gut“, und die zu starten wieder heraus. Rauch und Qualm liegt über dem Platz. Unterhöfste, Hallen und Bersten des schon geräumten Platzes werden gesprenkelt. Auch die Startbahn ist zur Sprengung vorbereitet.

Im Flug wurden die Stellungen der Grenadiere erkenntlich. Auf den Straßen ziehen endlos die Kolonnen der vor ihren „Verteidern“ flüchtenden Bevölkerung. Die schweren Lastkraftwagen des Heeres überholen in schneller Fahrt die Trucks. Wertvolles Behr-machtgut wird in Sicherheit gebracht. Auf den Bahnen fahren vollbeladene Materialzüge. Aber auch in entgegengesetzter Richtung rollen Züge an, Züge mit Panzern und schweren Waffen für die kämpfende Abwehrfront, die Waffen, die schließlich entscheiden werden.

Kriegsberichterstatter Kurt Duerpich

Der Marsch aus dem Kessel von Wilna

P.K. Eine Kilometerlange Kolonne fährt durch die Nacht. Die Gluthitze des Tages ist einem schwülen Rauch gewichen, der nur zu Erquickung führt, wenn die Wagen ihre Geschwindigkeit beschleunigen können. Aber nur kurze Momente sind das, fest eingekleidet sind die Fahrzeuge im Strom der Kolonne. Kurzes Peulen der Motoren, monotones Knarren der Panzerfahrzeuge, die im endlosen Zug den Straßenrand säumen, dumpfes Trampeln der Pferdehufe. Der Staub des Tages zieht dicht und stechend auch vor der rötlichen Scheibe des Mondes, heizt die übermüdeten Augen, läßt alle Konturen verschwimmen. Halten, anfahren, halten.

Angeknüpft sind die Augen der Fahrer auf die Fahrbahn gerichtet. In allen Stellungen, mit nickenden Köpfen, zusammengekrümmten Leibern schlafen die übrigen Männer, durch das Stoßen und Rütteln unbetört und doch immer im Unterbewußtsein auf Gefahr lauend. Der Ueberfall durch bolschewistische Schlachtfieger während der Nacht an der Rollbahn nach Luzk, das Panzerfeuer aus dem Wald am frühen Morgen bei Stolpe, das Banditenüberfall auf den Erkundungsstrupp, der durch das Feuer der 2-Zentimeter-Geschütze zu einer vernichtenden Niederlage für die Banden wird, die abgebrannte und durch einen eingebrochenen Lastkraftwagen unpassierbar gewordene Holzbrücke. Bolschewistische Schanzhäuser. Die durch Panzerfeuer in Brand geratene Stadt, deren Straßenzüge die vom Wind geschätzten Flammen sperren. Wie bei einem Kaleidostoff reihen sich die Eindrücke aneinander, durch die Müdigkeit in buntes, verwirrendes Licht getaucht.

Stolze Tage trotz allem; der vereitelte Durchbruch der 40 sowjetischen Panzer, der diese Fahrt aus dem Kessel überhaupt erst ermöglicht. Der Abtanan, der Batterieführer, der Waffeneffizier und der Kraftfahrer an einem G. F. Z., dessen Besatzung ausgefallen ist,

schießen, bis ein Volltreffer das Rohr zerstört. Der Kommandeur, sein Stabsgefreiter, der Verwundete in seinem Kraftfahrzeug geladen hatte, überfährt ein erkranktes bolschewistisches Maschinengewehrnest — zwei Sowjets tot, einer schwer verwundet.

Fahren, halten, fahren. Kameradschaftlich helfen sich die Fahrzeuge gegenseitig mit Spirit und allem Notwendigen aus. Gegen Morgen dürfte die Hauptgefahr überstanden, der Anschlag an deutsche Verbände gefunden sein. Plötzlich ein wildes Getatter in der Luft. Motorandröhren, Detonationen von Bomben. Die Schläfer sind im Nu wach, die Fahrzeuge koppen: Fliegerangriff. Aber schon sind die Zweijentimeter-Geschütze der Flakabteilung in Tätigkeit, jagen die glühenden Schräute ihrer Geschütze in den Himmel, Maschinengewehre mischen sich ein. Schnell ist der letzte Versuch der Bolschewisten, die Kolonne aufzuhalten, an der starken Abwehr gescheitert.

Wenige Stunden später sind die ersten deutschen Verbände erreicht. Wie wogegewirft ist jede Müdigkeit, Freude liegt auf allen Gesichtern, und mit Genüz machen sich die Männer über die verstreuten Zigaretten und die ausgebeugene Schokolade her.

Kriegsberichterstatter Robert Buehgens.

Bonomi fast sämtliche Machtbefugnisse entzogen

Milano, 17. Juli. Nach Meldungen aus Südtalien haben die alliierten Besatzungsbehörden der Regierung Bonomi fast sämtliche Machtbefugnisse entzogen. Die gesamte Zone an der thyrrenischen Küste einschließlich des Hafens Neapel wurde der Kontrolle der anglo-amerikanischen Militärbehörden unterstellt. Sizilien erhält angeblich eine autonome Verwaltung, und Sardinien untersteht der nordamerikanischen Militärkontrolle. Infolgedessen „darf“ die Regierung Bonomi lediglich einige wenige südlich von Rom gelegene Provinzen „verwalten“.

Erfolgreiche Abwehr in der Normandie und im Osten

In Mittelitalien tobt eine neue Schlacht — Schwere blutige Verluste der Invasoren

Aus dem Führerhauptquartier, 16. Juli. Das Oberkommando der Wehrmacht gibt bekannt:

In der Normandie brachen heftige britische Nachtangriffe gegen eine deutsche Höhenstellung südwestlich von Caen unter schweren Verlusten für den Gegner zusammen. Ein vorübergehender Einbruch wurde im sofortigen Gegenstoß beseitigt. Starke amerikanische Angriffe scheiterten bei St. Lo, Pont Herbert und an der Straße Carentan-Periers unter Abwurf zahlreicher Panzer. An einer Einbruchsstelle westlich der Vire dauerten die erbitterten Abwehrkämpfe noch an. Im Westteil der Halbinsel Cherbourg wurden mehrere Vorstöße gegen unsere neuen Stellungen abgewiesen. Kampf- und Schlachtfieger griffen feindliche Truppenansammlungen und besetzte Orte sowie Flugplätze im Lande mit guter Wirkung an. In den Kämpfen um Caen haben sich die 9. H.-Panzerdivision „Hohenhausen“ unter Führung von H.-Standartenführer Stalder und die 10. H.-Panzerdivision „Brundberg“ unter Führung von H.-Oberführer Barmer zusammen mit Truppen des Heeres durch besondere Tapferkeit ausgezeichnet. In Abwehr und Angriff fügten beide Divisionen dem Feind hohe Verluste an Menschen und Material zu. Dabei wurden durch diese Divisionen zusammen 140 Panzer abgeschossen. Kampffähren der Kriegsmarine beschädigten im Seegebiet der Dnebrmündung mehrere britische Schnellboote.

Das schwere Feuer der „V 1“ aus London dauert an. Die große Abwehrschlacht in Mittelitalien tobt gestern mit besonderer Heftigkeit im Raum von Peciolo und Arrezzo. Nach erbittertem Ringen setzten sich unsere Truppen hier auf neue Höhenstellungen ab. Am Tiber scheiterten mehrere feindliche Vorstöße, während im Gebiet von Salsoratto der Gegner durch erfolgreiche

blitzliche Unternehmungen unserer Gebirgstruppen empfindliche Verluste erlitt.

In den Kampfzonen von Tarnopol, und Luzk schlugen unsere Divisionen die durch starke Panzerkräfte unterstützten Angriffe der Bolschewisten ab. Im Gegenangriff wurden einzelne Einbruchstellen unter Vernichtung zahlreicher Panzer beseitigt oder eingeeignet. Zwischen Pripjet und Njemen sowie bei Ornodin bereiteten unsere Truppen in heftigen Kämpfen Durchbruchversuche des Feindes. Westlich Wilna scheiterten Vorstöße sowjetischer Aufklärungskräfte. Im Seegebiet südlich der Dina brachen bolschewistische Angriffe unter hohen feindlichen Verlusten zusammen. Nördlich der Dina wiesen unsere Truppen in erbitterten Kämpfen zahlreiche Angriffe der Bolschewisten ab und fügten dem Feind hohe Panzerverluste zu. An einer Einbruchsstelle halten die schweren Kämpfe an. Schlachtfiegergeschwader fügten dem Feind hohe Verluste an Menschen und Material zu. Im Mittelabschnitt der Ostfront wurden bei Tag und Nacht 83 sowjetische Flugzeuge vernichtet. Leichte deutsche Seefertrkräfte vertrieben im Mittel des Finnischen Meerbusens ein sowjetisches Minenjuchboot, schossen ein weiteres in Brand und beschädigten zwei Bomber. — Vor der nordnorwegischen Küste vertrieben Sicherungsfahrzeuge eines deutschen Geleites zwei sowjetische Schnellboote und brachten Gefangene ein.

Ein nordamerikanischer Bomberverband flog gestern vormittag nach Rumänien ein und warf Bomben im Gebiet von Ploesti. Deutsche und rumänische Luftverteidigungskräfte vernichteten zwölf feindliche Flugzeuge.

In der vergangenen Nacht warfen einzelne britische Flugzeuge Bomben im Raum von Berlin und im rheinisch-westfälischen Gebiet,

Die große Sowjetoffensive zwischen Duna und Pripiet

Die Ursachen des sowjetischen Vordringens - Schwerpunktverlagerung im Raum von Tarnopol

Berlin, 17. Juli. Auf die Frage, wie es möglich war, daß die Sowjets im Mittelabschnitt der Ostfront ihre Offensive in vier Wochen über 350 Kilometer vortragen konnten, obwohl gerade an dieser Front im Winter die erfolgreichsten Abwehrschlachten geliefert worden waren, antwortet die „Westfälische Landeszeitung“, daß man heute aus naheliegenden Gründen noch nicht mit aller Offenheit über die kriegerischen Vorgänge zwischen Duna und Pripiet sprechen könne. Das schnelle Vordringen der bolschewistischen Offensive aus der Anfangslinie Witebsk-Mosyr über Polozk, Winst und Sludsk geht gegen Dünaburg, Wilkomir, Kowno, Grodno, Wolowyst, Bialystok, Smil hat vor allem folgende Ursachen: Der Gegner vermochte seine Überlegenheit zahlenmäßig zu verdreifachen bis vervierfachen. Er trat mit einer hochmechanisierten Stoßarmee an, mit rund 40 Panzerbrigaden und 80 sonstigen Divisionen. Er hat seine durchaus minderwertige Luftwaffe von 1941 durch eine Luftflotte ersetzt, die numerisch nicht mehr zu übersehen ist und taktisch-technisch wesentliche Verbesserungen aufweist. Die Sowjets haben sehr erheblich von der deutschen Kriegskunst gelernt. Der bolschewistische Angriff an der Mittelfront traf diesmal auf 25 Divisionen, deren deutsche Frontlinie, wohl kaum 25 Divisionen waren vorhanden. Die Schaffung operativer Reserven für die Ostfront war auf Kosten des bislang stets ruhigen mittleren Abschnittes in sehr weitem Ausmaß durchgeführt worden. Man rechnete weniger mit einem Gewaltstoß am Mittelabschnitt, als vielmehr mit einem massierten Großangriff gegen Lemberg und Jassy im Süden. Die über Gebühr erfolgte Schwächung des Mittelabschnittes glaubte man in Kauf nehmen zu können, weil bisher gerade die Divisionen zwischen Plesau-See und Pripiet immer alle Feindangriffe abgewiesen hatten, ihr Abwehrverfahren gute Erfolge gezeitigt hatte und die Stellung verhältnismäßig stark ausgebaut waren. In dem eine überaus starke sowjetische Angriffsmasse auf eine recht geschwächte deutsche Abwehrfront stieß, vermochten die Bolschewisten schneller als üblich und sehr tief vorzudringen, so daß auch ein die Abwehr empfindliche Verluste kostete. Zu den Lügen der alliierten Agitation gehörte es, mit Zahlen von Gefangenen oder Toten zu operieren, die höher sind als überhaupt deutsche Truppen insgesamt zwischen Dünaburg und Mosyr standen. Wie weit die Bildung der operativen Reserven vor allem auf Kosten der Mittelfront gerechtfertigt gewesen ist, wie weit Feindschiffe hinsichtlich der bolschewistischen Absichten begangen wurden, darüber kann jetzt natürlich noch nichts gesagt werden.

Die deutsche Führung steht wieder einmal vor ernsten Problemen.

Sie kann sich bei ihren Gegenmaßnahmen vor allem auf die bisherige Festigkeit des Sperrriegels um Dünaburg stützen, gegen den nach wie vor die Bolschewisten vergeblich anstürmen und zwar sowohl südlich als nördlich von Dünaburg wie nördlich der Duna. Mit dem Durchbruch der tapferen Besatzung von Wilna und deren Aufnahme durch die bereitgestellten Aufnahmeverbände — so kann man annehmen — wird der Schutz von Kowno eine beträchtlich vermehrte Sicherheit erfahren haben. Nördlich und nordwestlich Wilna waren daher die bolschewistischen Anstöße nicht so stark wie bisher. Zur Sicherung der Linie Dünaburg-Kowno wird aber alles darauf ankommen, daß die Sperre bei Wilkomir und nordöstlich wie ein unerschütterlicher Fels die bolschewistische Brandungsflut empfangt und daß auch die nördliche Planzenabwehr von Dünaburg nach Norden zu über Dotschka unerschütterlich bleibt.

Der Rjemen-Abchnitt zwischen Kowno und Grodno wird den deutschen Verteidigungsverbänden gute natürliche Abwehrmöglichkeiten bieten. Hier besteht weniger Gefahr als auf der weiten Ebene zwischen Dünaburg und Pripiet. Der bolschewistische Druck gegen die Linie Wolowyst-Kobryn ist sehr stark. Natürliche Hindernisse sind hier nicht vorhanden. Es ist also die Frage, ob der Versuch gemacht werden wird, im Abschnitt Wolowyst-Kobryn den Sowjetansturm zum Stehen zu bringen, oder ob bis auf die Linie Grodno-Brest-Litowsk auszuweichen werden muß. Man muß abwarten, wie schnell es den Sowjets gelingt, das in West-Ruthenien befindliche gute Eisenbahnnetz wieder herzustellen, um ihren Stoßarmen rascher Verstärkungen zuzuführen, als die deutschen Einheiten und Reserve-Divisionen eintreffen können. Im übrigen ist auch die dichtere Enge des wehrtechnischen Bahnnetzes als sonst üblich in Rußland mit ein Anlaß für die Sowjets gewesen, ihre Offensive in der Mittelfront zu führen. Die bolschewistischen Stoßgruppen haben vor allem längs der Bahnen operiert.

Während die sowjetische Offensive zwischen Duna und Pripiet zunehmender Erstarrung zutrifft, verläßt die sowjetische Führung plötzlich ein Schwerpunktverlagerung in den Raum Tarnopol-Luzk. Damit soll die deutsche Führung gehindert werden, ihre verfügbaren Reserven zur Stärkung der einen bedrohten Frontstelle einzusetzen. Außerdem besitzt der angelegte Stoß auch seine eigene raumgreifende Planung. Der doppelten Belastung haben die deutschen Soldaten ihr ganzes Können und ihre Tapferkeit entgegenzustellen. Wenn auch der im Süden verdrängte Entlastungsbedarf sich bisher als ein Fehlschlag erwies, so wäre es doch verfrüht, schon jetzt eine Beurteilung der Kräfteverhältnisse abgeben zu wollen.

einem Luftschußraum, der auch keinen richtigen Schuß bieten könne, oder dem Bett, wo man aber nicht schlafen könne. „Ist man im Bett und verliert zu schlafen, während die „V 1“ in unregelmäßigen Zwischenräumen über die Küste einfliegt, so wird man von einer ständig wachsenden Unsicherheit und Sprunghaftigkeit geplagt. Man lauscht auf den geringsten Laut, strengt sein Gehör aufs äußerste an, zuckt zusammen, wenn es vielleicht auch nur ein Schnelzug ist, der draußen vorbeidonnert, oder die eigenen Motorflugzeuge; auch ein Wasserhahn, der geöffnet wird, oder eine Türe, die knarrt, wirken schon irritierend. Wenn dann der sauchende Laut einsetzt, immer stärker wird, um dann wieder abzuweichen und in der Nacht zu verschwinden, oder aber stärker wird bis zur Unerträglichkeit, dann stürzt man sich aus dem Bett, um sich im Gang flach niederzuerwerfen. Sekunden vergehen, die zu einer Ewigkeit werden, bis dann schließlich die Explosion erfolgt. Einige Fenster klirren und Türen werden aufgerissen oder zerschmettert — dann ist die Gefahr wieder einmal vorüber, aber der Nachtschlaf ist wie fortgeblasen, bis man schließlich in der Frühe in einen ohnmachtartigen Schlaf sinkt. Man kann auch nach bleiben in der Nacht und in den Himmel starren, bis die Sterne zu tanzen anfangen und man bald nicht mehr weiß, was Sterne oder fliegende Bomben sind.“

Am schlimmsten sei es bei tiefhängender Wolkendecke. Da sieht man den fliegenden Tod nicht. Da kann man in einem Dorf auf dem Lande ebenso nervös werden wie in einer großen Stadt. Dann ist es schon besser, sich im freien Gelände zu bewegen. Was die Gefahr so unheimlich macht, ist, daß man niemals weiß, wo sie zuschlagen wird. Diese neue Waffe schafft sicher ein viel größer ausgeprägtes Unsicherheitsgefühl als die gewöhnlichen Bomben. Beim Niederschlag entsteht ein phantastischer Luftdruck und alles, was nicht eisener ist, fliegt in weitem Umkreis in Trümmer. Er habe eine solche Aufschlagstelle auf einem Marktplatz in einem Landort gesehen. „Es war, als ob ein Tornado niedergefahren wäre und alles hinweggefegt hätte.“ Der Berichterstatter meint, daß die Amerikaner und zwar gerade die lautesten die Nervenbelastung von „V 1“ in England am schlimmsten empfänden. Er habe schon an vielen Beispielen in London und Süd-England festgestellt können, daß die Amerikaner sehr viel südländischer reagieren. Wenn ein Einschlag oder die Gefahr eines Niederschlags in der Umgebung zu befürchten ist, dann „fahren sie hoch wie die Raketen. Sie versuchen nicht, ihre Angst zu verbergen. Sie meinen, es sei schändlich und sehen keine Ursache dies nach außen zu verfeinlichen.“

Frau Tschiangkai-schek schon wieder in USA

Bd. Bissabon, 17. Juli. Frau Tschiangkai-schek ist in Begleitung ihrer Schwester, Frau Kung, in Rio de Janeiro eingetroffen, um sich nach den Vereinigten Staaten zu begeben. Wenn Tschiangkai-schek es für notwendig hält, unmittelbar nach dem Besuch von Wallace seinen besten Diplomaten, nämlich seine Frau, nach Washington zu entsenden, so ist daraus zu schließen, daß Tschiangkai mit den Ergebnissen der Wallace-Reise durchaus nicht zufrieden ist. Die Schwierigkeiten für Tschiangkung haben sich jedenfalls derart verstärkt, daß Frau Tschiangkai-schek einen neuen Witzgang nach Washington tun muß. Nach einer Verlautbarung aus der Tschiangkung-Botschaft muß Frau Tschiangkai-schek wegen „nervöser Ueberreiztheit“ erst eine mehrmonatige Erholungskur durchmachen, bevor sie ihre politische Tätigkeit wieder aufnehmen kann.

Montgomery fängt bei den Liberalen an

Stodholm, 17. Juli. General Montgomery hat nunmehr endgültig den Beschluß gefaßt, sich nach dem Kriege ins Unterhaus wählen zu lassen, um auch eine politische Rolle zu spielen. Dies meldet die „Wochenchrift News Week“. Sie enthält auch einige interessante Meldungen über die Wahlvorbereitungen der britischen Parteien, insbesondere über die Pläne des ehrgeizigen Innenaktionsgenerals. Es heißt dort u. a., Montgomery sei kurz vor der Invasion die Liberale Partei eingetreten, nachdem ihm in der Führung der Partei eine einflussreiche Stellung zugesichert wurde. Bisher habe Montgomery mit der Labour-Partei verhandelt, doch hatte das für ihn kein bindendes Ergebnis gebracht. Im liberalen Lager betrachtet man Montgomery als eine genügend starke Trumpfkarte, um der Vielzahl der konservativen Kandidaten erfolgreich begegnen zu können.

Einige Perlenfischlaven - heute Delislaven

H. J. Madrik, 17. Juli. Mithärlisch zwischen Mai und September gingen die Perlenfischer von Bahrein die Suche nach Schätzen, die das Meer zu verbergen hat. Zum erstenmal nach 1000 Jahren, so berichten britische Korrespondenten aus Persien, sind die Fischer nicht ausgefallen. Als Grund für den Ausfall der Perlenfischerei wird angegeben, daß die Standard Oil ihnen die weitere Ausübung ihres Berufes verbot und sie zwang, bei der Delproduktion mitzuwirken und gegen Schundlöhne, für die man nur eine Handvoll Datteln kaufen kann, zu arbeiten. Mit dem Verschwinden der Perlenfischer ist eine Eigentümlichkeit der Bahreininseln dahingegangen, die mehr als 1000 Jahre alt war. Gleichzeitg erreicht eine Tragödie ihren Höhepunkt, die sich um das Schicksal dieser Fischer rankt und die nur wenig in der Welt bekannt sein dürfte.

Die Perlenfischer von Bahrein gehören seit Jahrhunderten zu den ärmsten und geplagtesten Menschen der Erde. Bis zum ersten Weltkrieg waren sie Sklaven des Scheichs von Bahrein, für den sie während der Zeit vom Mai bis September täglich 15 Stunden nach Perlen tauchen mußten. Das Perlentauchen ist sehr beschwerlich und vor allem gesundheitschädlich. Beim Tauchen mußten die Perlenfischer bei jedem Sprung in die Tiefe drei Minuten lang den Atem anhalten, wodurch ihre Lungen krank wurden. Andere erlitten ein schweres Augenleiden, weil sie im Salzwasser des Meeres die Augen offen halten mußten, wenn sie nach den Muscheln suchten. Viele wurden auch ein Opfer der Säge- und Hai-fische, die dieses Gebiet in besonders starkem Maße beherrschten. Die Perlen von Bahrein machten 85 Prozent der Weltproduktion aus und waren besonders beliebt auf den Perlenbörsen von Paris, Colombo und Schanghai. Die Scheichs von Bahrein konnten im Laufe der Jahrhunderte unermessliche Reichtümer ansammeln, da sie ihre Sklaven nur denkbar schlecht entlohnerten. Nach dem Weltkriege wurde dem Scheich nach die Sklaverei aufgehoben, da der Scheich von Bahrein die Perlenfischergründe an einen französischen Juden verpackete. Dieser erkannte ein System, mit der Produktion erhöhte, die Arbeit der Perlenfischer aber noch stärker in Anspruch nahm, als die arabischen Sklavenhalter. Es wurden unter seiner Regie Perlen gefunden, die einen Wert von 5 Millionen Goldfranken hatten, aber die Perlenfischer erhielten keinerlei Prozente von diesen Funden, die hauptsächlich in Paris veräußert wurden. Die Erträge der gesamten Perlenweltproduktion umfaßten vor dem Kriege etwa 2000 Millionen Franken. Dafür wurden allein für 1000 Millionen in Paris umgelegt.

Eines Tages erschien bei dem Scheich von Bahrein der neuseeländische Abenteurer Frank Holmes, der sich in der Welt umhertrieb und nach Delquellen suchte. Er entdeckte auch auf Bahrein Del und versuchte bei dem Scheich die Genehmigung zu Bohrungen zu erhalten. Dieser lehnte den Vorschlag ab, dann aber stellte er die Bedingung, daß Holmes ihm als Gegenleistung für sein Recht eine Wasserleitung bauen sollte, da Wasser bis Bahrein auf Bahrein selten war und nur unter großen Mühen herbeigeschafft werden konnte. Holmes ging zunächst nach London und schlug dort vor, das Angebot des Scheichs von Bahrein anzunehmen, da die Bahreininseln unter britischer Verwaltung standen. Aber London lehnte ab. Da begab sich Holmes zu der Standard Oil, die sofort zugriff und gleich an die Arbeit ging. Die Leiharbeiter waren die Perlenfischer, durch deren Fischgründe die Delleitung führte. Das Perlenfischen wurde zu einer noch größeren

Schleppzug über die Pyrenäen

Auch Grenzer sind Räuber. Sie waren es einst in der Abwehr von Vandalen. Sie leben heute in fremden Ländern, z. B. an der französisch-spanischen Grenze auf Borken, um Zedolere oder Art. flüchtige Dienstverpflichtete, Pöbelnschleher und andere Staatsfeinde abzufragen. Daher erzählt Zollgrenzschutz-Berichter Brumm in den nachfolgenden Zeilen.

Auf dem Berggraben, der ein Pyrenäental abriegelt, erkletterten die beiden Männer des Zollgrenzschutzes schnell den Hund folgend, das letzte Stück der kleinen Bergkuppe. Nur 200 Meter weiter verläuft die Grenze. Jahn, zwanzig, neun vierzig und mehr Männer kommen im Gänsemarsch den Pfad entlang, junge, kräftige Burshen mit langen Bergstöden in den Händen. Noch drei Minuten, und sie sind drüben in Spanien.

Die Männer wissen, was sie zu tun haben. Jetzt ist die Menschenmenge dicht heran, da springt B. aus der Deckung hervor, stürmt den kleinen Abhang herunter, schießt Warnungsschüsse über die Köpfe der Ueberwachten, gibt den Hund frei. R. ist in Deckung geblieben, schießt auch, daß die Burshen nicht über sich das Eingehen der Geschosse hören. Die stehen eine Sekunde lang wie angewurzelt, da ist B. schon bei dem ersten, setzt ihm die Pistole auf die Brust, brüllt: Hände hoch! Und schon wieder knallt es von oben, die Kerle müssen gebulst werden. Ein Teil der Leute wirft sich zu Boden, nimmt Deckung vor den Geschossen, zwei, drei wollen fliehen. Das

wäre der Anfang einer allgemeinen Flucht, da ist aber auch der Hund schon bei ihnen, reißt einen, dann den zweiten nieder, und endlich gehen die Arme hoch.

Ja, was soll aber mit den Festgenommenen geschehen? Nach unten zur Grenzaufsichtsstelle abführen? Nein, geht nicht, in einer halben Stunde ist es dunkel. Also dann bis morgen früh in den leeren Schaffal mit ihnen. Unter aufmerksamer Sicherung werden sie dorthin gebracht. Dann sind endlich alle in dem Stall drin, alle 48 Mann!

Die Nacht wird lang und kalt, die Stunden schleichen. Dichter Nebel steigt auf. Auch das noch. Drinnen in der Stube murmelt es. Einmal kommt ein Feuerchein nach außen; da werden irgendwelche Papiere verbrannt.

Während der eine Zollgrenzschutzmänn am Morgen Hilfe holt, macht der andere mit dem Hund wieder die Runden um den Stall, dabei mit verstellter Stimme laute Zweigespräche mit sich selbst führend. Bis zur Dämmerung geht auch alles gut, aber dann werden sie unruhig, weil sie durch die Ritzen der Hütte erkennen können, daß sie nur noch mit einem Mann zu tun haben. Sie versuchen schon, die Tür aufzubrechen. R. gibt drei Schüsse in die Luft ab.

Die Festgenommenen wurden abgeführt und verhört. 43 Männer wollten sich der Arbeitsdienstpflicht durch die Flucht entziehen oder in den feindlichen Heeresdienst eintreten, drei Männer waren ortsfundige Schlepper, die gegen hohe Bezahlung die Führung des Trupps übernommen hatten, die beiden anderen, Juden mit beträchtlichen Devisen und Wertpapieren, hatten sich dem „Schleppzug“ angeschlossen.

Die Tragödie der Perlenfischer von Bahrein

Die ärmsten und geplagtesten Menschen auf der Welt

Dual als früher, da das Wasser, in dem sie arbeiten mußten, mit Delresten durchsetzt war, die ihre Lungen verklebten und ihnen ihre Beischäfte fast unmöglich machten. Dem Scheich und dem Pächter der Fischgründe zahlte die Standard Oil eine Entschädigung. Um nicht völlig brotlos zu werden, arbeiteten die Perlenfischer zum Teil unter den fast unmöglichen Umständen weiter, ohne auch nur einen Cent mehr für ihre Mühe zu erhalten. Viele von ihnen erkrankten im Del, das ihr Wasser verpestete. Eines Tages erkrankte ein Aufstand unter ihnen und sie gingen zum Angriff gegen ihre Feindgenossen vor, töteten eine Anzahl Aufseher der Delleitung und zerstörten die Maschinen der Pumptanlagen. Aber die Räubelführer wurden verhaftet und hingerichtet.

Bis zum Beginn des neuen Krieges waren nur noch einige hundert Perlenfischer übrig geblieben, die trotz aller Umstände weiter die Tradition ihrer Väter aufrecht erhielten und ihrer alten Beschäftigung nachgingen. Die Standard Oil erhielt jetzt den Auftrag, die begonnene Delproduktion zu erhöhen. Aber es fehlte an Arbeitern und Personal. Das Klima auf den Bahreininseln ist sehr unangenehm. Von auswärts herangeholte Arbeiter hielten es nicht lange aus. Auch gilt die Arbeit in den Delfeldern selbst als ungesund. Und die Löhne sind — den Geblättern der alten Perlenflaven entsprechend — sehr niedrig. Es gibt heute leichtere Möglichkeiten, Geld zu verdienen. Da schießt die Standard Oil zu Zwangsmaßnahmen. Sie erließ durch den Scheich von Bahrein, der dafür entsprechend bezahlt wurde, eine Verfügung, daß die Perlenfischerei völlig einzustellen sei und daß die Fischer ausnahmslos in den Dienst der Standard Oil zu treten hätten. Aus Perlenflaven wurden über Nacht Delislaven; die Standard Oil aber rieb sich die Hände, denn es war ihr gelungen, auf diese Weise die billigsten Arbeiter der Welt zu erhalten. Was blieb den Perlenfischern anders übrig, als auf die Forderung einzugehen? Der französische Pächter hatte sich längst einem erträglicheren Geschäft in den Vereinigten Staaten zugewandt und war Wasserhändler geworden, seit er emigrieren mußte und die Perlenbörsen in Paris, Colombo und Schanghai nicht mehr abgehalten wurden und auch die Konkurrenz in Kalifornien, Polynesien nicht mehr liefern konnte. Den Scheich von Bahrein berührte die Wandlung der Verhältnisse durchaus nicht. Daß seine Gärten und Paläste heute von einem Wald von Bohrfirmen umgeben sind, störte ihn ebensowenig. Die Jagd nach dem Dollar hat ihn blind gemacht gegen die Schönheiten der Natur. Er liebte das Geld mehr als sein Land und sein Volk, das er als Sklaven des Dells verkaufte, nachdem das Geschäft mit den Perlen nicht mehr florieren wollte.

Zwei Fünfjahrespläne Stalins für den 3. Weltkrieg

Bissabon, 17. Juli. Nach einer „United-Press“-Meldung legt der zur Zeit auf einer Rundreise befindliche Präsident der amerikanischen Handelskammer, Johnston, seine Beschäftigungen sowjetischer Industrieanlagen mit einem Besuch in Magnitogorsk, einem sowjetischen Stahlzentrum im Uralgebirge fort. Er hielt dabei eine Rede, in der er auf eine mit Stalin im Kreml geführte Unterredung Bezug nahm. Stalin habe ihm gesagt, daß Rußland nach dem Kriege eine weitere gewaltige Ausdehnung seiner Stahlindustrie — sprich Rüstungsindustrie vornehmen wird. Zwei Fünfjahrespläne seien in ihren Grundlagen bereits fertig. Nach Vollendung dieser Pläne würden allein in Magnitogorsk 60 Millionen Tonnen Stahl pro Jahr produziert werden.

Mit zwei Mann und einem Hund gegen achtundvierzig

Die Nacht wird lang und kalt, die Stunden schleichen. Dichter Nebel steigt auf. Auch das noch. Drinnen in der Stube murmelt es. Einmal kommt ein Feuerchein nach außen; da werden irgendwelche Papiere verbrannt.

Während der eine Zollgrenzschutzmänn am Morgen Hilfe holt, macht der andere mit dem Hund wieder die Runden um den Stall, dabei mit verstellter Stimme laute Zweigespräche mit sich selbst führend. Bis zur Dämmerung geht auch alles gut, aber dann werden sie unruhig, weil sie durch die Ritzen der Hütte erkennen können, daß sie nur noch mit einem Mann zu tun haben. Sie versuchen schon, die Tür aufzubrechen. R. gibt drei Schüsse in die Luft ab.

Die Festgenommenen wurden abgeführt und verhört. 43 Männer wollten sich der Arbeitsdienstpflicht durch die Flucht entziehen oder in den feindlichen Heeresdienst eintreten, drei Männer waren ortsfundige Schlepper, die gegen hohe Bezahlung die Führung des Trupps übernommen hatten, die beiden anderen, Juden mit beträchtlichen Devisen und Wertpapieren, hatten sich dem „Schleppzug“ angeschlossen.

Zarah Leander in schwedischer Zirkusrevue

Stodholm. Der früher in Deutschland recht bekannte schwedische Filmstar Zarah Leander wird im Herbst in einer Revue in Stodholmer Zirkus auftreten, die vom Deutschenheker Gerhardt geleitet wird. Gerhardt ist ein bekannter Salonbolschewist, der seine Wanderrevuen in ganz Schweden zu hemmungsloser politischer Agitation benutzt. Das Stodholmer Kommunisten-Organ „Ny Dag“ veröffentlicht ein Interview mit Zarah Leander, worin diese sich als Freund der Juden bekennend und die Frage, ob sie anti-deutsche Couplets singen werde, vollkommen dem Reueverantwalter überläßt.

Kunstverständiger Polizist als Museen-Räuber

Paris. Der Polizist André Pagan isth als Liebe zur Kunst bei den verschiedensten Institutionen wertvolle Gegenstände, mit denen er sein Heim zu einem kleinen Museum ausgestaltete. Schon der Vater André Pagan hatte eine fast anomale Leidenschaft für Kunstgegenstände besessen. Diese Leidenschaft war auf den Sohn übergegangen, der vor seinem Eintritt bei der Polizei der Pariser Kunstakademie als Schüler angehörte. Da die Bezüge eines Polizisten André Pagan nicht gestatteten, seiner Leidenschaft als Sammler nachzugehen, wurde diese ihm zum Verhängnis. Bei Kunsthändlern und in Museen eignete er sich kostbare Wandteppiche, Statuetten, Miniaturen, Uhren und Gemälde an. Unter seinen Beuteständen befindet sich sogar ein Gemälde von Greuze, das auf 300 000 Francs geschätzt wird.

Korkstückchen als Ersatz für Fahrradschläuche

Zürich. Unter der Bezeichnung „Bandalige“ wird von einer Genfer Firma ein Ersatz für Fahrradschläuche empfohlen. Bei dieser Neuerung. Die Erfindung wird amtlich als zweckmäßig bezeichnet. Erfindung handelt es sich um Korkstückchen, die auf Stacheln aufgereicht sind und über die der Fahrradmantel montiert wird. Angeblich fährt es sich auf diesen Ersatzschläuchen wie auf gepumpten.

Heiteres Erlebnis bei der Hühnerzählung

Ravensburg. Bei einem Hühnerhalter in Ravensburg wurde die Zählung vorgenommen. Alles schien in Ordnung und der Zähler empfahl sich wieder. Plötzlich rief ein fünfjähriges Mädchen, das an der Sache großes Interesse zu haben schien: „Gähg, 's Lachschief hentr halt doch 't gunda.“ Der Mann des Geleges, der auf diese Redensart des Jungen stutzig wurde, ging der Sache nun nach und fand in dem erwählten Hühnerlauf eine stattliche Anzahl Hühner vor.

Landwachtentest verweigert — drei Monate Gefängnis

Berlin. Der aus Hohenstadt, Kr. Schreddenhausen, stammende Martin Jäger war zum kurzfristigen Rotdienst in der Landwacht herangezogen worden. Zum ersten Appell kam er zu spät und verließ ihn auch vorzeitig, so daß eine neue Vorladung zur Verpflichtung notwendig wurde, die er aber nicht befolgte. Zu einer Großjagd nach entflohenen Kriegsgefangenen aufgerufen, erschien er ebensovienig wie zu einer weiteren Einteilung zum Postendienst. Das Amtsgericht, vor dem der Fall verhandelt wurde, hielt mit Recht eine Freiheitsstrafe für angemessen und ahndete die fortgesetzte Dienstverweigerung mit drei Monaten Gefängnis.

Verlag und Druck: Badische Presse, Grenzmarkt-Drucker und Verlag GmbH, Verlagsleiter: Arthur Bartsch, Hauptverlagsleiter: Dr. Carl Caspar, Redakteur in Karlsruhe.

AUS KARLSRUHE

Alte Bauerngärten

Vielleicht kann es einem passieren, daß man eines Sommertages in einem Bauerngarten steht, den man nach einem halben Menschenalter zum erstenmal wieder sieht. Der erste Eindruck ist dann in den meisten Fällen der, daß sich in den langen Jahren, seit man fort war, auf diesem Plätzchen Erde so gut wie nichts geändert hat.

Auch was auf den Blumenrabatten längs der Wege Sonne trinkt oder sich des Schattens freut, ist uns wohl vertraut. Zwar sind mittlerweile einige neue Gäste hier angeflodert worden, wie z. B. die Hortensien drüben und die Gladiolen hier nebenan; aber alles andere sind alte Bekannte: das die Rabatten überfliegende Zimmerräucher, die mit duftenden Rosen beladenen Gentianensträußchen, der im dunklen Blau erblühende Eisenhut, Gruppen in strahlendem Weiß prächtiger Lilien und Feuerlilien in goldfarbener Blütenpracht, Duft und Farbe durcheinander verströmend weiße und rote Nelken, ein Beetchen mit Nelken und ein anderes mit Lavendel und zuletzt — wo fehlen sie in einem alten Bauerngarten — einige fast mannshohe Büsche der altmodischen Azaleen, die sich um Allerheiligen herum mit lilafarbenen kleinen Blütenbüscheln bedecken werden.

Blick über die Stadt

Neue Verkaufszeiten in der Markthalle

Nach einer Bekanntmachung des Oberbürgermeisters werden mit Wirkung von heute Montag, bis auf weiteres, folgende Zeiten für den Marktbeginn in der Markthalle festgesetzt:

- a. Beginn des Großmarktes: Mit Ende der Verdunklung — wie jeweils amtlich bekanntgegeben — frühestens jedoch um 6.30 Uhr.
b. Beginn des Kleinmarktes: Eine Stunde nach Großmarktbeginn, spätestens jedoch um 8 Uhr.

Mit dieser Neuregelung haben die zuständigen Behörden einem allgemeinen Wunsch Rechnung getragen. Da bisher der Beginn des Großmarktes, auf 7 Uhr festgesetzt war und der Kleinmarkt erst eine Stunde nach Beginn des Großmarktes, also um 8 Uhr, eröffnet werden durfte, war es all den vielen Werttägigen, die um 8 Uhr an ihrer Arbeitsstätte sein mußten, nicht möglich, sich vorher in der Markthalle mit Lebensmitteln der verschiedenen Arten zu versorgen.

Umgang mit dem Finanzamt

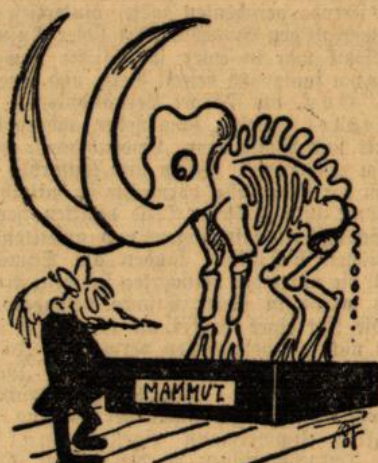
Es liegt im Interesse eines jeden selbständigen Steuerzahlers, den Umgang mit dem Finanzamt nicht als eine lästige Pflicht, sondern als eine Notwendigkeit zu betrachten, die ebenso sehr seinen eigenen wirtschaftlichen Belangen dient, wie den Erfordernissen des Staates.

Die Auswanderungsepidemie im Bezirk Durlach vor 100 Jahren

Warum gerade dieses Kapitel anschneiden? Die Antwort liegt in der Tatsache begründet, daß es nach dem aktiven Eingreifen Amerikas auf den europäischen Kriegsschauplätzen durchaus möglich ist, daß sich, wie 1914—1918, Verwandte als verbissen kämpfende Gegner einander gegenüber liegen, daß, mag sich auch der ehemals deutsche Kamek amerikanisiert haben, deutschblütige Flugzeugbesatzungen von amerikanischen Terrorbomben zum Mörder an ihren Vätern, Brüdern und Schwestern werden können.

Wo ist nun die Schuld an dieser Tragik zu suchen? Sie liegt, soweit es die Gründe, die zur Auswanderung nach dem Schmelztiegel USA. angeht, hundert und noch mehr Jahre zurück und ist hauptsächlich in wirtschaftlichen Tiefen zu suchen, die von der beginnenden Industrialisierung Deutschlands hervorgerufen worden sind. Daß die ehemalige deutsche Kleinlandwirtschaft ungenügend sehr viel zu einer weiteren Verschlechterung der wirtschaftlichen Lage mit beigetragen hat, darf niemand wundern. Denn wir nur an den letzten Weltkrieg zurück, wo jeder deutsche Staat seine Grenzen gegen jede Art von Ausfuhr von Lebensmitteln in getarnter Form abgeschlossen hat. Wer damals, um wirtschaftlich auf tragfähige Füße zu kommen, auswanderte, das waren wertvollste Teile unseres Volkes und dürften sich auch über dem Wasser behauptet und durchgesetzt haben.

Warum? Wie sogar britische Zeitungen berichteten, waren die schwarzen aus Afrika importierten Arbeiter wegen des mörderischen Klimas und einer ebenfolgenden Behandlung durch farbige aber meistens englische Farmer ausgerückt oder den Strapazen erlegen. Als Ersatz suchte man sich „weißes Eisenblech“ auf dem europäischen Markt, und der bot genug Menschenware an. Wenn man im „Durlacher Wochenblatt“ die vielen amtlichen Verschollenen-Anzeigen liest, dann muß man zu dem Schluß kommen, daß viele deutsche Auswanderer, die ausgerechnet über Liverpool ihr neues Glück suchten, in den USA sofort nach dem Süden weiter „verfrachtet“ wurden, um dort die Hölle zu finden. — Wie man mit den Auswanderern, die doch ihre letzten Kreuzer an die Ueberfahrt hingen, verfuhr, wie man sie löderte und dann betrog, davon zwei Beispiele, die uns das Gedicht „Der Auswanderer“ in einem ganz anderen Licht erscheinen lassen. Aus seinen Zeilen klingt nicht nur die Seelennot, der Abschied, sondern die Erkenntnis, gewissenlosen Mäklern in die Hände gefallen zu sein, die von den Auswanderern das Fahrgehalt — einschließlich Verpflegung — nahmen, mit den Reedereien Englands dagegen einen Vertrag ohne Verpflegung abschlossen. Der in England dann teuer eingekaufte Proviant dürfte die Auswanderer ihrer letzten Geldmittel beraubt haben.



Zielsetzung: Stürkstool. Dichtung und Wahrheit. „Jetzt wird die Wissenschaft endlich erfahren, was an dir Knochen und was an dir Gips ist.“

Was bringt der Rundfunk?

Montag, 18. 7. Reichsprogramm: 7.30—7.45 Eine Sendung zum Hören und Behalten aus der Botanik: Das Kornfeld. 12.35—12.45 Der Bericht von zwei bis drei. 14.45—15.00 Märkte von zwei bis drei. 15.00—16.00 Klänge aus der Welt der Oper. 16.00—17.00 Unterhaltungsames Spiel. 17.15—18.30 Kurzwelt am Nachmittag. 18.30—19.00 Der Zeitgeist. 19.00—19.15 Wir raten mit Musik. 19.15—19.30 Frontberichte. 20.15—21.00 Wödlinger Länze von Weibchen: Klavierkonzert Liszt von Ferdinand Ries (Solo: Gerhard Buchel). 21.00—22.00 Melodien aus Oper und Konzert. — Deutschlandfunk: 17.15 bis 18.00 Schöne Musik zum späten Nachmittag: Werke von Corelli, Bach und Mozart. 18.00—18.30 Hausmusik. 20.15—22.00 „Einser Lotte“, Operette von Ludwig Schönböckler.

Sterbefälle in Karlsruhe

8. Juli: Johann Meister, Anstaltler, Ehemann, 64 J. alt, Gerwigstraße 47. — 10. Juli: Helmut Schmidt, 5 J., Schönfeldstr. 5. — 11. Juli: Hermann Altner, Kassenbote, Ehemann, 49 J., Müllerstr. 4; Verta Müller, geb. Benz, Ehefrau, 50 J., Fischerstr. 3. — 12. Juli: Verta Vader, geb. Zimmermann, 77 J., Adlerstr. 18 a; Julie Kröner, geb. Böger, Ehefrau, 52 J., Karl-Bildheim-Str. 11; Rosa Zimmermann, geb. Hansler, 37 J., Lachnerstr. 10; Maria Weisner, geb. Weisner, geb. 29 J., Karlsdorf. — 13. Juli: Jakob Rüd, Kupferer, Ehemann, 61 J., Ludendorffstr. 82; Ludwig Rieb, Gefängnis-Dienstreiber, a. D., Witwer, 77 J., Neuer Markt 4.

Im schriftlichen Verkehr mit dem Finanzamt hätte man sich vor allen Weisheitsfragen. Anträge und Gesuche sollen bei aller Kürze so gefaßt sein, daß sie dem bearbeitenden Beamten ohne weiteres ein klares Bild der Sachlage geben. Mutmaßungen sind keine Tatsachen, die berücksichtigt werden können. Alle Angaben müssen auch zu beweisen sein. Mit allgemeinen Nebenbemerkungen, wie schlechtem Geschäftsgang, Warenmangel usw. kann kein Beamter etwas anfangen, wenn nicht der Beweis hierfür durch buchmäßig zu belegenden Umsatzzugang erbracht werden kann. Selbstverständlich muß in jedem Schriftstück Steuerbezirk und Steuernummer angegeben werden.

In vielen Fällen lassen sich Unklarheiten am schnellsten und sichersten durch eine persönliche Aussprache mit dem bearbeitenden Beamten beseitigen. Man wird dabei die Bährnehmung machen, daß unsere Finanzbeamten Männer sind, die größtes Wirtschaftsverständnis haben und in den einzelnen Gewerbebezirken mit Sicherheit Bescheid wissen. Oftmals werden wir aus einer solchen Unterredung sogar persönlichen Gewinn ziehen, da unsere Finanzbeamten durchaus nicht einseitig nur die Interessen des Staates wahrnehmen, sondern uns auch auf Fehler und Unterlassungen hinweisen, deren Beseitigung uns steuerlich begünstigen kann.

Daß man steuerliche Fristen in jedem Falle einzuhalten hat, ist selbstverständlich. Die Daten der Einkommensteuervorauszahlungen sind ebenso bekannt wie jene der Umsatzsteuervorauszahlungen. Die Rechtsmittelfristen stehen auf jedem Steuerbescheid. Wird eine Fristverlängerung erbeten, so soll dies nicht erst im letzten Augenblick geschehen, sondern so frühzeitig wie möglich. Will man schneller Bescheid haben, so bringt man seinen Antrag persönlich vor. Von allen Zuschriften an das Finanzamt behält man einen Durchschlag zurück. Bei Steuererklärungen wird dies oft unterlassen. Die Folge davon ist eine besondere Mißverwaltung bei Beanstandungen bzw. Nachprüfungen von Steuerbescheiden. W. H. D.

Badische Presse: Fernsprech-Nummer 9550-9553

Rückkehr zu Kornelia

Roman einer Liebe von Annemarie Schäfer

36. Fortsetzung. Copyright 1942 by Prometheus-Verlag Dr. Eichardt

Laut und selbstsam spröde klang seine Stimme, als er sagte: „Hier links ist die Gaststube. Dort finden Sie den Wirt. Von ihm erfahren Sie schon alles.“

Der Fremde lächelte lebenswürdig: „Meinen besten Dank!“ Dann fragte er ruhig: „Kommen Sie mit?“

„Nein!“ lächelte Hannes zurück. Er war sich lange nicht mehr so jung, so schuldbenhaft vorgekommen. „Ich will zuerst auf mein Zimmer.“

Auf eine sonderbare, jugendhafte Art fühlte er sich hingezogen zu dieser eindrucksvollen Erscheinung. Wie getrieben, streckte er seine Hand aus. „Vielleicht komme ich doch nachher.“

Und der Fremde drückte seine Hand. „Dann auf Wiedersehen!“ sagte er. Er drückte die Türklinte nieder und verschwand in der Gaststube, während Hannes tracht langsam hinaufging in sein hübsches Hotelzimmer, das seit langem sein Zuhause war.

Ja, er war wieder daheim. Lange stand er im dunklen Zimmer am Fenster und starrte in die Nacht hinaus. Neben ihm schnarchte sein Kamrad, der Pianist Gerd Blau. Und gegenüber hustete der Gefreite Franz Schneider. Und Zimmer an Zimmer lagen all die anderen Soldaten, die morgens, wenn zum Wecken geblasen wurde, das Haus mit ihrem Leben erfüllten, so wie die ganze Kompanie das ganze Dorf lebendig gemacht hatte.

Er war zu Hause. Endlich schloß er das Fenster und machte Licht. Er nahm das Koppel ab und hing die Mütze an den Haken. Was nun tun? Da er noch Urlaub hatte, war es ihm schon erlaubt, jetzt noch in die Gaststube hinunter zu gehen. Sollte er nach Kornelia gehen. Unten in der kleinen Gaststube mit ihr sprechen? Wo der Wirt und vor allem dieser neue, eindrucksvolle Fremde jedes Wort verstehen konnten?

Nein, das konnte er nicht. Das hatte keinen Sinn. Er mußte mit ihr allein, ohne Zeugen reden. Er stutzte plötzlich. Was war denn das? Auf dem Nachttisch lag ein Brief. Er war ohne Poststempel. Und doch an ihn adressiert. „Unterschiedler Hannes Gracht!“ stand auf dem blauen Umschlag. Langsam öffnete er ihn. Schaut zuerst auf die Unterschrift. „Deine Kornelia“ stand dort. Also von ihr. Seufzend begann er den Brief zu lesen.

„Mein Hannes! Seit vielen Tagen, unendlich langen Stunden warte ich auf ein Wort von Dir.“

„Ich muß Dich sprechen. Es hat keinen Sinn, Dich vor mir zu verstecken. Du mußt schon Farbe bekennen. Mußt mir offen sagen, wie es in Dir aussieht. Du bist nicht einer von den Männern, die sich bei ihrem Benehmen nichts denken. Du weißt auch so viel von Frauen, daß ich Dir nicht erst zu sagen brauche, wie sehr mich die Ungewißheit quält.“

Ober hast Du einfach erwartet, ich werde Dich begreifen und mich still zurückziehen, ohne ein Wort zu sagen? Nein, Hannes, das kann ich nicht.“

„Ich denke mir tausend Gründe aus, die Dich bewegen haben können, mir so weh zu tun. Ich bin sehr hilflos, weil ich den Grund Deines veränderten Benehmens nicht finden kann.“

„Ich war geneigt, nach einem Vergehen von mir zu suchen. Aber ich habe keins gefunden. Dann dachte ich auch an das Nachtliegende: an eine Liebe zu einer anderen Frau.“

Aber Du hast ja keine andere Frau hier angesehen. Ich weiß das. Und auch keinen Besuch von auswärts von einer Frau gehabt. So grübele ich und grübele. Ich habe nur darauf gewartet, Dich zu sehen, Dich allein zu sprechen. Ich wurde immer ratloser, immer unglücklicher.“

„Jetzt muß ich endlich reden. So kann es nicht mehr weitergehen. Du wirst mir meine Bitte erfüllen, nicht wahr?“

Wenn Du zurückkommst, lasse mich bitte wissen, daß Du da bist. Ich warte in der Gaststube bis der letzte Zug vorbei ist. Und ich werde Dich auf Deinem Zimmer aufsuchen, um Dich anzuhören.“

„Ich werde Dir keine Scene machen und nicht um Gefühle betteln, die Du nicht hast. Aber Du mußt mich empfangen. Und ich glaube auch, daß Du es tun wirst, weil Du mir diese Qualen, nun Du sie wirklich weißt, von nun an wirst ersparen wollen.“

Deine Kornelia.“ Hannes stand mitteln im Zimmer und atmete schwer. Nun war also der Augenblick gekommen, in dem er reden mußte. Wie alle anderen Hotelzimmer lag sein Zimmer aus. Rot war die seidene Daunendecke. Weiß das Bett und der schmale Schrank. An der hellen Wand hing ein billiger Druck. Zwei Bücher lagen auf dem kleinen Tisch. Doraz und Schopenhauer. Sie waren mit in Frankreich gewesen. Und sollten auch mit dabei sein, wenn wieder einmal der Kampf irgendwo weiterging. Wie wenig Geduld ein Mensch doch eigentlich braucht! Rasierzeug, ein großes Messer, ein Stückchen Seife, ein wenig Wäsche. Das andere — ein paar Briefe, ein paar Photos — trug man immer in der Brieftasche bei sich.

Hannes wandte sich um. Entschlossen ging er zur Tür und drückte auf die Klingel. Dann ließ er, als sei es sehr anstrengend gewesen, kraftlos die Hand sinken.

Eigentlich kam es ihm ja nicht zu, wie ein Hotelgast die Klingel in Bewegung zu setzen. Besonders jetzt noch, kurz vor Mitternacht. Aber eilige Schritte auf der Treppe zeigten an, daß man auch zu ihm, dem Soldaten, hinaufstie, um nach seinen Wünschen zu fragen.

Es klopfte leise. Das dralle Eischen Franz, Tochter des Wirts, stand im Türschwellen und fragte: „Habe Sie geschellt?“

„Verzeihen Sie!“ Hannes war sich durchaus darüber klar, daß er eine unerlaubte Bitte ansprach. Er schenkte Eischen ein Nicken, um das sie manch ein Mädchen, das ihn von der Bühne her kannte, tief beneidet haben würde. „Ich bin gerade angekommen und habe fürchterlichen Durst und möchte nicht in die Gaststube. Kann ich noch ein großes Glas Bier nach oben bekommen?“

Das Eischen errötete. Alle Soldaten sagten du zu ihr. Doch Unterschiedler Gracht behandelte sie wie eine Dame. Sie strokte vor Gesundheit. Rot waren ihre vollen Wangen. Auf der Stirn trug sie hochmoderne Locken. Aber das Kleidchen der 16jährigen war recht bunt farriert. „Ja, des könne Sie schon haben“, sagte sie.

Eilig wollte sie hinunter, um den Auftrag auszuführen. Doch Hannes hielt sie noch zurück. Er fragte: „Ist Frau Ritter noch unten?“

„Dann bestellen Sie ihr doch bitte einen herzlichen Gruß. Und ich wäre vom Urlaub zurück.“

Es war gleichgültig, was das Eischen sich dabei dachte. Wahrscheinlich nichts. Denn eine besonders intelligenten Eindruck machte sie gerade nicht.

Zwei Minuten später hatte Hannes sein großes Glas Bier vor sich stehen. Und Eischen, die einen äußerst geringen Wortschatz hatte und außerdem schrecklich unter ihrer Schüchternheit litt, richtete aus: „Frau Ritter dankt auch.“

„Mehr hat sie nicht gesagt?“ „Na, mehr net!“ antwortete das Mädchen. Dann war Hannes wieder allein. Er ließ sich auf die Bettkante fallen und trank das Bier in durstigen Zügen. Ha, das schmeckte gut. Eine Stärkung kurz vor der gefürchteten Unterhaltung. Sobald Kornelia sich frei machen konnte, würde sie schon hier erscheinen. Er zündete sich eine Zigarette an und horchte. Er kannte ihre Schritte genau. Aber noch herrschte Ruhe auf der Treppe. (Fortsetzung folgt!)

